

«einseitige Festlegung, als Einengung der Frau erscheinen, genauso wie als Potenzial für gesellschaftliche Veränderung, als ethischer Faustpfand für eine weibliche Kultur» (S. 143). Die Ausführungen zu Mütterlichkeit könnten sowohl als eugenisch geprägt als auch als Denken einer neuen weiblichen Beziehungspraxis jenseits männlicher Logik verstanden werden.

Der Austausch von Lou Andreas-Salomé mit der über 30 Jahre jüngeren Psychoanalytikerin Anna Freud steht im Zentrum des dritten Teils «Die Schwester, der Freundschaftstraum». Diese Freundschaft ging auf einen Besuch von Andreas-Salomé in Wien 1921 zurück. Trotz des beachtlichen Altersunterschieds entwickelte sich laut Leyrer eine horizontale, gar schwesterliche Beziehung. Die Autorin stellt die Frage, «ob nicht ein Denken von der Schwester her eine Option wäre, unser Denken der Freundschaft zu dezentrieren» (S. 161), also Freundschaft nicht mit Brüderlichkeit gleichzusetzen. Neben dem gemeinsamen Denken und Arbeiten der «Schwestern-Freundinnen», der Frage nach weiblicher Autorinnenschaft und der Position der Schwester in der Psychoanalyse beleuchtet Leyrer in diesem Kapitel die Funktion der Strickwaren, die Anna Freud für ihre Freundin anfertigte: Im «Häkeln und Stricken zu Andreas-Salomé hin» entstünde Nähe und Verbundenheit, gleichzeitig verweise der Herstellungsprozess darauf, dass Beziehung immer hervorgebracht werde (S. 191).

Anna Leyrer gelingt es, «die Freundin» Lou Andreas-Salomé und damit Freundschaft fernab der «grossen Männer» und einer androzentrischen Logik zu denken. Sie betont das Potential von Freundschaft als Differenzbeziehung entgegen der «Gleichheitssobsession der Moderne» (S. 213) und zeichnet ein Bild von Andreas-Salomé als Feministin, die nicht auf Gleichheit und Anerkennung, sondern Differenz abzielte, woraus sich «viel kühnere und radikalere Utopien» (S. 214) ableiten liessen. Die Interpretation, die historischen Akteurinnen hätten mit ihrer Betonung von spezifisch weiblicher Kultur und Bezogenheit Beziehungen und damit wohl auch Gesellschaftsentwürfe jenseits patriarchaler Normen entworfen, erweist sich durchaus als inspirierend. Um deren transformatives Potenzial einschätzen zu können, wäre an verschiedenen Stellen eine ausführlichere Kontextualisierung der Protagonistinnen wünschenswert, insbesondere, wenn es um koloniale Verstrickungen oder Nähe zu faschistischen Ideen geht, wie es Hanna Hacker in einer früheren Rezension angemerkt hat.⁶ Die Lektüre erweist sich weiter, vielleicht bedingt durch das «wilde in Bezug-Setzen», bisweilen als herausfordernd, immer aber sehr anregend. Die Autorin beeindruckt mit fundiertem theoretischem Wissen und originellen methodischen Zugängen, welche die disziplinären Grenzen zu sprengen vermögen.

Sarah Probst, Bern

Fabio Rossinelli, *Géographie et impérialisme. De la Suisse au Congo entre exploration géographique et conquête coloniale*, Neuchâtel: Alphil, 2022, 747 Seiten.

Ausgehend von seinem schon 2013 publizierten Aufsatz zur Genfer Geografischen Gesellschaft hat Rossinelli in seiner nun vorliegenden Lausanner Dissertation in jahrelanger Arbeit das Abklärungsfeld auf die ganze Schweiz ausgeweitet und materialreich dargelegt, wie sich Schweizer Geografen mit ihren Abklärungen in den Dienst des europäischen Kolonialismus gestellt haben. Er widerlegt in überzeugender Weise die alte und noch zu Beginn dieses Jahrhunderts aufgefrischte Vorstellung, dass die Schweiz, weil ohne Meeresanstoss und ohne Marine, an der kolonialen Expansion nicht beteiligt gewesen sei –

⁶ Hanna Hacker, Rezension zu: Leyrer, Anna: Die Freundin. Beziehung und Geschlecht um 1900, in: H-Soz-Kult, 10.06.2022, www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-97545 (5.8.22).

damit also «nichts zu tun» gehabt habe, so eine oft zitierte Erklärung eines Bundesbeamten anlässlich der UN-Konferenz von Durban 2001.

Rossinelli spricht sich in einem längeren Eingangskapitel dafür aus, dass nicht der Kolonialismus, sondern der Imperialismus der zutreffendere Begriff und dass dieser nach der alten marxistischen These vor allem durch kapitalistische Interessen angetrieben gewesen sei. Dem kann man folgen – oder auch nicht. Rossinelli weist immerhin nach, dass sich Genfer Bankiers an der Genfer Geografischen Gesellschaft beteiligten, es muss aber eine Vermutung («il n'est pas abusif de penser») bleiben, dass sie damit eine Orientierungshilfe für ihre Überseeinvestitionen erlangen wollten. An anderer Stelle wird dargelegt, dass Geografen auch unabhängig von materiellen Interessen einzig aus ideologischen Motiven überzeugte Befürworter der kolonialen Expansion waren.

Wichtig ist der Befund, dass schweizerische Akteure nicht nur sekundär, wie bisher anerkannt, im Kielwasser der grossen Kolonialmächte, sondern in gewissen Fällen auch wegbereitend in der Vorhut aktiv waren. Rossinelli bekräftigt einleuchtend die These, dass sich der informelle und private Kolonialismus gerade wegen des Ausbleibens des formellen und offiziellen Kolonialismus entfaltete (S. 70). Dabei legt er auch die Vorstellung nahe, dass selbst in den formellen Kolonialmächten wesentliche Impulse von privaten Kräften ausgingen, so dass der Unterschied zwischen formeller und informeller Beteiligung geringer und die Schweiz diesbezüglich weniger ein Sonderfall als angenommen ist. Er betont, dass abgesehen von der dem Föderalismus geschuldeten Vielzahl von geografischen Vereinigungen, sich diese in ihrer Ideologie nicht von den Geografen der Kolonialmächte unterschieden (S. 249). Doch statt einzig nach nationalstaatlichen Unterschieden Ausschau zu halten, empfiehlt Rossinelli, mit transnationaler Optik die länderübergreifend gleichartigen Engagements der bürgerlichen Kräfte in den Blick zu nehmen, die in einer Kombination von immateriellen-wissenschaftlichen und materiellen-kapitalistischen die Welt erschliessen wollten. Denken wir an den europäischen Kolonialismus, denken wir tendenziell – neben der Beteiligung an der nordamerikanischen Landnahme – zuerst an die Kolonisierung Afrikas. Auch das «schöne» Cover der vorliegenden Publikation entspricht dieser Perspektive. Die Detailanalyse zeigt jedoch, dass das in der Schweiz gepflegte koloniale Interesse in alle Windrichtungen ging und Asien und Ozeanien dabei grosse Segmente bildeten (S. 295–304).

Rossinelli stellt die verschiedenen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aktiv gewordenen geografischen Organisationen vor, zunächst wiederum diejenigen von Genf, dann die halb kooperierenden, halb konkurrierenden weiteren Gesellschaften in den Kantonen Bern, St. Gallen, Aargau, Neuenburg, Zürich und Appenzell sowie die Bemühungen um die Schaffung einer gesamtschweizerischen Gesellschaft. Bestätigt wird, dass sich die offizielle Schweiz zurückhielt, allerdings ohne völlig abseits zu bleiben. Sie habe sich «hinter den Kulissen» und nicht vorne auf der Bühne bewegt (S. 605). Um 1890 waren drei der sieben Bundesräte gleichzeitig Mitglieder von geografischen Gesellschaften. Recht gut fassbar wird die vom Neuenburger Bundesrat Numa Droz eingenommene Haltung, die man bisher vor allem von der oft zitierten Erklärung kannte: «Darüber sind alle Nationalökonomien einig, dass, um zu kolonisieren, ein Staat ein Küstenland sein und also auch eine Flotte haben muss.» Dem steht Droz' weitere ebenfalls vor dem internationalen Geografenkongress von 1891 in Bern gemachte Aussage gegenüber, mit der er sich doch zum Kolonialismus bekennt: «Si nous ne sommes pas un peuple de marins, nous n'en avons pas moins nos explorateurs et nos colonisateurs.» (S. 9 und 103). Als Mitglied der Lan-

desregierung engagierte er sich bei der Schaffung einer Dachorganisation der kantonalen Vereine.

Die privaten Organisationen wollten das Heft der Welterschliessung in der Hand behalten und waren gegen eine Stärkung der konsularischen Vertretungen, aber sie erwarteten und erhielten Bundessubventionen. Über deren Dimensionen und insbesondere über die private Unterstützung durch interessierte Kreise erfährt man wenig. Die Budgets werden im Vergleich mit ausländischen Schwesterorganisationen als bescheiden bezeichnet (2–3'000 Fr. jährlich). Die Aktivitäten beruhten weitgehend auf Freiwilligenarbeit, den Mitgliedern hätte es nicht an Geld gefehlt, aber sie hätten sich bei den Mitgliederbeiträgen wie bei der Entlohnung ihrer Dienstboten auf ein Minimum beschränkt (S. 608 f.). Besonders deutlich wird die Beteiligung schweizerischer Akteure an Kolonialunternehmen im Falle des Genfers Gustave Moynier, der als Mitbegründer des IKRK bekannt ist, hingegen weniger als Kolonialist: Er war enger Rechtsberater des belgischen Königs Leopold II. bei der zunächst als philanthropisch etikettierten Errichtung des Kongo-Freistaates. Moynier war auch dessen konsularischer Vertreter in der Schweiz und Gründer der Zeitschrift «L' Afrique explorée et civilisée». (S. 525 f.) Moynier unterschied ungerechtfertigte und gerechtfertigte Eroberungen und verstand unter letzteren solche, die aus moralischer und intellektueller Überlegenheit («superiorité») stattfänden (S. 564).

Wie andere Studien konstatiert Rossinelli, in der Schweiz seien die «faits inhérents au colonialisme» während längerer Zeit vergessen und verdrängt worden (S. 45). Mit seiner konzeptionell überzeugenden und empirisch fundierten Studie leistet insbesondere auch seine Auswertung der Publizistik der geografischen Vereinigungen einen wertvollen Beitrag zum Abbau dieses Defizits. Dies berechtigt ihn auch, Vorbehalte gegenüber einer postkolonialen Schule anzumelden, die oft oberflächlich bleibe, wenn sie sich auf diskursive und semantische Aspekte beschränkt und sich nicht für die materiellen Ursachen interessiert, aus denen die Stereotypen zu den kolonisierten Völkern hervorgingen (S. 52).

Georg Kreis, Basel

Lea Pfäffli, Arktisches Wissen. Schweizer Expeditionen und dänischer Kolonialhandel in Grönland (1908–1913), Frankfurt / New York: Campus Verlag, 2021 (Globalgeschichte, Bd. 32), 201 Seiten.

Die Schweiz blickt auf eine lange Tradition von Polarreisen und Polarforschung. Sie geht mindestens so weit zurück, wie im beginnenden 20. Jahrhundert das Rennen an die Pole seinen Höhepunkt erreichte. Das Interesse von Schweizer Expeditionen konzentrierte sich jedoch weniger auf den internationalen Wettbewerb um die Erstankunft, wie bei US-amerikanischen, britischen oder skandinavischen Unternehmen. Vielmehr gründete es in einer emotionalen Verbundenheit mit der vergletscherten Landschaft, die in den Augen der Reisenden den Schweizer Alpen ähnlich schienen. Einer dieser Schweizer Grönlandreisender war der Geologe Albert Heim (1849–1937), ein anderer sein Zeitgenosse Alfred de Quervain (1879–1927), Leiter der Schweizer Grönlandexpeditionen 1909 und 1912/13.

Das Buch von Lea Pfäffli, entstanden aus ihrer Dissertation, analysiert de Quervains Reisen zwischen 1908 und 1913 mit dem Hauptaugenmerk auf seiner Expedition von 1912/13. Damit blickt die Arbeit auf eine relativ kurze, aber kolonialgeschichtlich besonders interessante Zeitspanne. Grönland gehörte bereits in weiten Teilen zum dänischen Königreich, sah sich aber weiterhin den imperialen Machtbegehren unterschiedlicher Nationen ausgesetzt. Mit wissens- und kolonialgeschichtlichen Ansätzen geht die Autorin